

Vladimir Stojsavljević

Leben ohne Namen

3

Vater hatte für Weihnachten eine Krippe gebaut. Er war handwerklich geschickt. Für seine verstorbene Frau hatte er oft Engel gebastelt, mit denen sie sich unterhielt. Er hatte sie nie gefragt, ob dieser Engel so aussah, wie sie ihn sah, er hatte ihr stillschweigend eine unförmige Figur mit besonders schön gearbeiteten Flügeln gebracht. Flügel waren wichtig, damit sie ihr auf die Schultern landen konnten. Oder auf die Buntnesselblätter im Fenster. Er hielt sich immer bei einem Detail auf, das er vollständig ausarbeitete. So war es auch bei dieser Darstellung der Geburt des Sohnes Gottes. Der Knabe war genau ausgearbeitet, dafür waren bei manchen Schäferfiguren das Gesicht, die Kleidung oder die Hände unfertig. Er nahm die etwas plumpen hübsch bemalten Holzfiguren aus der Schuhschachtel heraus. Diese Figuren standen neben der Krippe, wo er die kleine Jesusfigur aufgestellt hatte. Über all diese Figuren legte er einen blauen Sternenhimmel aus glänzendem festem Papier. Als Dach. Es wirkte geradezu wie eine reale friedliche Welt in einer unruhigen Welt ihrer Wirklichkeit. Er wollte seinen Kindern eine Freude machen. Besonders seiner ältesten Tochter. Maria nahm die Eselsfigur und tupfte ihr mitten auf den Schwanz einen weißen Punkt. Ihr Vater betrachtete verwundert ihren Streich, also gab sie es auf, die Schafsfiguren wegzuräumen und fragte ihn, warum es keine Ziegen gab. Der Vater entgegnete mit einer Frage, auf die sie nicht antworten wollte. Sie war überzeugt, dass die Geschichte, die sie lernte, nicht für Männer war. Gerade als er dachte, dass er ihr keine Freude bereitet hatte, küsste sie ihn geräuschvoll.

Sie hatten schwere Monate hinter sich. Im Juni konnte man noch nicht ahnen, in was sich kindliche Neugier verwandeln konnte. Am dritten Tag nach Marias und Varjas ersten Erscheinung versammelten sich die Kinder zu derselben Zeit und stiegen wieder den Berg hinauf. Einige Dorfbewohner folgten ihnen, ältere Frauen hatten Varja beauftragt, heiliges Wasser aus der Kirche mitzunehmen und die Frauengestalt damit zu besprengen, um sicherzugehen, dass sie keine böse Macht war. Als sie sie ungeschickt besprengte, lächelte die Erscheinung und alle wussten die Botschaft von diesem Gesicht zu lesen Σ ja, ich bin es, die Heilige Jungfrau. Sie standen wieder im Kreis um sie herum, hungerissen, sich selbst anders und bedeutender, noch immer etwas verängstigt. Das, was die Muttergottes ihren neuen Freunden laut sagte Σ Friede, Friede und nur Friede, schien keinem von ihnen eine Botschaft zu sein, die man den Erwachsenen übermitteln konnte. Besonders weil im Ort das Gerücht ging, dass sie Drogen nahmen, verantwortungslose Lügner und Ungläubige seien. Dennoch sagte Maria ihrem Vater, der unaufhörlich den Krieg ankündigte, rebellisch Σ das wird nicht passieren!

Am vierten und fünften Tag erlaubten die Kinder nicht, dass man sie begleitete. Die unangenehmen Verleumdungen wurden zum Hauptthema beim Mittagessen der Familien der Seherinnen, und man konnte sich auch nicht mehr unbemerkt auf den Dorfwegen bewegen. Den Entschluss, die Begegnungen mit der Erscheinung für sich zu behalten, hielten sie nicht durch. Am sechsten Tag folgte ihnen eine große Zahl und starrte in ihre unschuldigen Gesichter und versuchte darin die Ereignisse zu ergründen. Maria war schlecht, denn vor so vielen Zeugen schien es ihr egoistisch, nach ihrer Mutter zu fragen. Und Varja und die anderen taten wichtig und lehnten es ab, auf die Fragen der versammelten Nachbarn, Anrainern aus den umliegenden Dörfern zu antworten. Als sie am siebten Tag hinaufstiegen, trat die Staatsgewalt in Erscheinung, mehrere Polizisten. In Varja brodelte es, sie ergriff Janjas Hand, alle schlossen sich ihnen an, und die Kinder tanzten einen stummen Reigen auf dem Steinacker und

spärlichen Gras. Dieses Mal blitzte es kräftig im Reigen auf, um den sie tanzten. Etwas ist hier merkwürdig, murmelte der Polizist und hielt die anderen auf, die die Kinder vom Hügel vertreiben wollten. Doch am Abend began das Unglück. Auf einmal hatte sich eine Wache organisiert. Es war verboten, sich dem Hügel zu nähern, geschweige denn, auf ihn zu klettern. Der für die Kinder vollkommen unverständliche aber feste und zielgerichtete Druck der Staatsgewalt wurde in den folgenden Tagen nur noch größer. Am achten Tag versuchten sie nicht einmal mehr, auf den Podbrdo zu klettern. Bald gingen sie heimlich zu der Begegnung, die ihnen Freude machte. So verbrachten sie den Sommer, erwarteten den Herbst, und auch heute, an Heiligabend, sind die Einwohner von Bijaković nicht ohne Bewachung und polizeiliche Aufsicht.

Marias Geschwister hatten nicht nur die Mutter verloren, sondern Vertreter der Ordnungshüter trieben sich tagelang in ihrem Haus herum. Sie schleppten sie zu diversen Befragungen auf die Polizeiwache. Der Höhepunkt an Unannehmlichkeit war neulich die Ankunft der jungen Ärztin aus Sarajevo. Eine blonde Muslime mit mehreren Diplomen, erzählte man sich, eins davon international. Der Vater ließ nicht zu, dass die Ärztin Maria mit Fragen bedrängte. Sie sahen sich misstrauisch an, aber die junge Wissenschaftlerin gab nicht nach. Jeden Morgen kam sie zu derselben Zeit an ihre Tür. Er wollte, dass all das Unglück, das durch die Erscheinung verursacht wurde, die Maria auf dem Podbrdo hatte, endlich aufhörte. In den letzten Monaten hatten sich alle ihm verhassten Menschen in Bijaković versammelt. Zuerst kam ein Kriminalinspektor mit unschuldigem Gesicht zu einem doppelten Schnaps und kurzen Gespräch. Es war weder unangenehm noch drohte der Mann, doch nach ihm kamen ungebildete Polizisten, die drohten und schimpften. Immer häufiger drängten Vollstrecker von Anweisungen, die es in Wirklichkeit noch gar nicht gab, und mit ihnen auch Menschen, die die Seherin Maria berühren wollten, in den goldenen Frieden des Sommers und die Familie. Niemand im Ort war bereit zu sagen, wer die Nachricht von der Erscheinung verbreitet hatte. Ein Foto der Kinder tauchte in den Zeitungen auf. Auf diesem Foto versuchte Maria erfolglos, mit der Hand ihr Gesicht zu verstecken. Sie kamen auch ins Fernsehen. Auf den Bildern wirkten sie mangelernährt und besorgt. Das Interesse unter den Menschen, das von Tag zu Tag gestiegen war wie Fastnachtsteig, forderte die Staatsgewalt heraus und verursachte Maßnahmen, die noch nicht einmal diejenigen, die sie ausführten, ganz ernstnahmen. Bei einer Gelegenheit meinte ein Dorfbewohner zum Vater, dass es leicht sei, eine Tochter zu verheiraten, die mit der Muttergottes spreche. Spott erlitten auch die anderen Eltern und deren Kinder. Die Kirche hielt sich bedeckt, obwohl das Gerücht ging, dass der Dorfpfarrer festgenommen worden war. Die Wahrheit war, dass die Kinder mit ihren Erscheinungen nicht geprahlt hatten, doch sie wussten sich auch nicht gegen die Zyniker, Verrückten und emsigen Vertreter des Staates zu wehren. Was am Schlimmsten war, und das traf den Vater am härtesten, der Dorfpfarrer selbst hielt die Kinder nach der Messe auf und stellte ihnen Fragen, er zweifelte an den Erscheinungen. Was hatte der Dorfpfarrer an die Existenz der Muttergottes zu zweifeln? In was für einer Welt lebte er denn!? Darum bemühte er sich eine Krippe zu bauen und den Feiertag mit der Familie zu feiern, wie man es in seinem Ort immer getan hatte. Und was seine verstorbene Frau gewollt hätte.

“Wann kommt Varja?“

“Sie kommt nicht.“

“Was ist, warum kommt sie nicht, habt ihr euch gestritten?“

“Nein.“

“Ist sie krank?“

“Nein. Sie kommt nicht. Wir sind keine Freundinnen mehr.“

“Aber eine Freundschaft ist doch kein Zug, in den man einund aussteigen kann.“

“Nein.“

“Los, zieh dich an und hol sie. Kind, es ist Weihnachten.“

“Wir können auch Varja abholen!“ schrieen der Bruder und die Schwester.

“Papa, ich hab doch gesagt, wir sind keine Freundinnen mehr und zwing mich nicht zu sagen, warum.“

Vor kurzem hatte Maria die Freundin zu sich eingeladen, um zusammen mit ihr die neue Schallplatte anzuhören, die mit der Post gekommen war. Wenn Post kam, die eine Schallplatte erahnen ließ, wussten alle, dass es für Maria und Varja war, im Ort verbreitete sich schnell die Nachricht, dass wieder etwas aus der Stadt in die Hände der unruhigen Mädchen gelangt ist. Ihre armen Mütter, kommentierte man oft in der Nachbarschaft. Maria hatte von den Vorhaltungen mehr als genug gehört. Sie hasste sie und fasste sie manchmal als Drohung auf. Trotzdem schaltete sie feierlich das Grammophon ein, während Varja sich das Cover ansah. Die neue Gruppe Azra, Wahnsinn! Die beiden hörten oft Schallplatten, denn das verband sie mit dem Leben, das sie sich als besonders modern vorstellten. Ein Leben auf dem Asphalt. Und ein Leben, das sie einmal führen würden. Eines Tages würden sie dorthin fahren, in eine große Stadt, also mussten sie Bescheid wissen. Sie merkten sich die Texte der Lieder und sangen manchmal mit. Die anderen im Haus ignorierten ihre musikalischen Seancen. Der Vater sagte einmal, dass es vernünftiger wäre, wenn ihre Mutter ihnen das Kochen beibrachte, was sie brauchen würden, wenn sie heirateten. Er ahnte nicht, wie die beiden sich beim Plattenhören ein ganzes anderes Leben in Zukunft vorstellten als er. Dann hielt Varja plötzlich mit dem Finger die Schallplatte auf und fragte Maria Σ warum sie sie verraten hätte!? Maria konnte sich eine Situation, in der sie Varja verraten würde, nicht einmal vorstellen.

Wie denn, womit soll sie die Freundin denn verraten haben? Varja beschuldigte sie daraufhin, zu lügen, doch sie wollte keinen Streit, die Musik schien ihr wichtiger. Varja begann wieder mit Beschuldigungen des Verrats. Nachdem sie die Azra-Platte qualvoll und sinnlos zu Ende gehört hatten, musste Maria die aufgebrachte Varja aus dem Zimmer werfen. Sie zerstörte die Platte. Maria fragte sich, was mit Varja los war, aber nach so vielen geheimen gegenseitigen Geständnissen von Sehnsüchten, die sie beide quälten, verletzte sie Varjas Anschuldigung und von den Vorwürfen wurde ihr übel. Die Verletzung war so tief, dass sie beschloss, ihr eine Zeit lang aus dem Weg zu gehen. Über die Anschuldigung dachte sie nicht einmal mehr nach. Sie vergaß sie sogar. Doch sie vergaß die Heftigkeit von Varjas Eifersucht lange nicht, was sie am meisten erschreckt hatte. Sie konnte einfach nicht begreifen, woher die Eifersucht kam! Diese Heftigkeit, die Varjas Gesicht verzerrte, Flüche hervorbrachte und die freundschaftlichen Gefühle ganz erstickte. Maria war immer überzeugt gewesen, dass Freundinnen einander vollkommen vertrauen mussten. Unter Freundinnen gab es keine unangenehmen Themen, Heimlichkeiten, und schon gar nicht Eifersuchtsanfälle! Solche Anfälle zeigten einen Mangel an echtem Vertrauen, und das bedeutete an echter Freundschaft. Es war nicht einfach, die Treffen mit Varja einzustellen. Maria beschloss, dass es so am besten war und hielt durch, sie vertraute niemandem ihre Enttäuschung an. Und sie würde nicht auf Papa hören und sie abholen, weil Feiertag war. Sie würde ihm auch nicht erklären, warum sie keine Freundinnen mehr seien. Nein, sie würde ihr auch nicht aus dem Weg gehen. Sie würde einfach nichts tun. Maria starrte auf den Tisch, auf die Schublade, wo sie Papier versteckt hatte und hörte erneut den schon gehörten Teil der Geschichte von Liebe und Freundschaft.

Meine erste Freundin hieß Junia. Sie war Römerin, was alle daran erkennen konnten, wie sie sich kleidete, außerdem war sie in Rom geboren, in dieser riesigen Stadt, dem Zentrum der damaligen Welt. Meine Wohltäterin. Sie hatte mich Haltlose von der Straße in Jeruschalajim aufgelesen, Ur Salam, wie ich am Anfang diese, für uns heilige, Stadt nannte, wohin sie vor einigen Jahren gekommen war, um ihren Mann zu finden, um schwanger zu werden, wo sie aber erfuhr, dass er umgekommen war. In der

Trauer fand sie Ruhe, denn er hatte ihr bei einem zuverlässigen Händler mit Wachs überzogene Tonkrüge hinterlassen, angefüllt mit allerlei Schätzen. Die freie Frau begann bald mit eigenem Handel, besonders mit Weizen, an dem es in ihrer Geburtsstadt Rom immer gemangelt hatte, kaufte einen kleineren Palast und ließ sich bei rauschenden Pinien mit ihren gescheiterten Träumen und Güte nieder. Ich wusste, dass sie aus einer Patrizierfamilie stammte, denn in ihren wunderschön ausgestatteten Gemächern versammelten sich angesehene Römer und Juden, Feldherren und Steuerbeamte und Statthalter und alle, die sich nach der fernen Heimat sehnten oder der Ehrerbietung für ihre hiesigen jüdischen Kinder, bereit für das Festmahl, das auf original römische Art zubereitet wurde. Sie hatte mich frierend und hungrig mit wenigen Worten in ihr Haus mitgenommen und nach einem langen Bad in Blättern verschiedenfarbiger Rosen adoptiert und zu ihrer Tochter erklärt. Sie nannte mich Junia die Jüngere, obwohl ihr mein richtiger Name gefiel. Am meisten genoss sie es, mich aufwachsen zu sehen, wie ich zu einem Mädchen heranreifte. Sie konnte stundenlang mit dem Kamm durch mein kräftiges Haar fahren oder sich ein Kleid ausdenken, das den Menschen meinen ungewöhnlich wohlgeformten und begehrten Körper zeigen sollte, die Augen und ihre Farbe betonen, meine Hände weiblich biegsam, zart und nachgiebig. Sie unterhielt mich mit unfertigen Geschichten aus ihrem Leben, brachte mir bei zu kochen und auf einem Instrument mit zitternden Saiten zu spielen, dessen Name ich nie lernte. Aus Geschichten weiß ich, wie mutig und schwer es für sie war in Rom zu leben, wo sie regelmäßig von Bruderschaften ausgeraubt wurde. Die Patrizier luden sie unregelmäßig zu ihren Festmahlen und Orgien ein, denn sie war ihrem Mann, einem Krieger, und auch den Republikanern treu. Sie konnte lesen und schreiben, aber das wollte sie mir nicht beibringen und behauptete, dass mich dieses Wissen nur unglücklich machen würde, was sie mit dem Lesen trauriger Gedichte bezeugte, Auszügen aus ihrem kummergetränkten Tagebuch. In Rom verbrachte sie ihr Leben mit Warten und Hoffen und vielen Gedanken an den Geliebten, den die Kriege immer mehr von zu Hause und der Stadt entfernten, die er verteidigte. Hier im Osten, sagte sie, ist das Leben stehen geblieben, aber es ist schön geworden, prachtvoll und angenehm mit dem Glauben an neue Tage, neue Lieben und neue Herausforderungen. Eine Herausforderung war ich, jung und unbeholfen, so widerstandsfähig und stark, so anders. Von Junia werde ich noch viele Male erzählen, glaube ich, aber diese erste Begegnung und der Aufenthalt in ihrem Palast in diesem Jahr waren wichtig, denn es war das erste Mal, dass ich ahnte, was mit mir geschah und dass mein freier Wille nicht wirklich war, sondern geführt wurde von unbekanntem Absichten deines Vaters. Geschickt und grausam und überaus heimtückisch. Nein, ich will es ihm nicht recht machen, ich weiß, dass ihn Protest freute, also ist es besser zu sagen, dass er mich nicht heimtückisch sondern mit selbstsüchtiger und männlicher Klugheit überzeugte und zu dir durchs Leben führte, ohne Rücksicht auf meine anderen Wünsche und Gefühle. So war es. Aber seine Erwartungen wurden nicht alle erfüllt, denn meine Verliebtheit wurde stärker und größer als seine Vorstellung, die Vorstellung jenes launischen göttlichen Wesens.

Junia hatte von alledem nichts gewusst und nichts geahnt. Sie kaufte ordnungsgemäß Hammel und warf sich unter deren Blut, bedankte sich bei den Menschen aus dem geheimen Tempel und zu Hause pflegte sie kleine Heiligenschreine, vor denen sie Duftgräser, Öl und Kerzen anzündete. Sie erwartete nicht von mir, dass ich daran teilnahm, doch sie wollte wissen, warum ich nichts und niemanden um Hilfe anrief, keinen Glauben an eine andere Welt zeigte und mich auch nicht vor Ungemach fürchtete. Ich machte sie zurückhaltend darauf aufmerksam, dass wir Juden unsere Zeichen besaßen, nach denen unser Leben ausgerichtet ist. Es ist wichtig, die Mitzwot zu befolgen. Junia wusste zu wenig über diese Gesetze, darüber was in der Thora geschrieben stand, also versuchte ich mein bescheidenes Wissen darüber,

insbesondere über den Sabbat zu vermitteln. Ich sagte ihr, dass für die meinen, Juden, denen ich angehörte, alles vorgeschrieben ist, was sie essen, welches Essen rein ist, wann und wie sie sich lieben sollen, auch wen sie mit Fingern berühren dürfen, nachdem sie sie in Tongefäßen gewaschen haben. Ich erklärte ihr, dass es vorgeschrieben war, wann sie das Land bestellen sollen, und dass sie von Sonnenuntergang am Freitag bis Sonnenaufgang am Sonntag nicht arbeiten dürfen, sondern Brot und Wein essen sollen, das unsere Frauen in Häusern und Zelten zubereitet haben. Am meisten aber quälte sie, diese meinen, die mich zu sich zählten, der große Schmutz, den ihnen die Römer brachten, gegen den sie sich immer wieder vergeblich auflehnten. Das brachte sie zum Lachen, dass ich wusste, dass sie sich vergeblich auflehnten, das machte auch mich vor den meinen unsauber, dass ich nicht vor den Römern zurückschreckte und vor ihrer Vielgötterei, dass ich mit Heiden am Tisch saß. Es war nicht nur das, sondern auch die Beschuldigung, dass ich besessen war. In Galiläa haben sie mich verbannt, weil sie vor den Dämonen in mir Angst hatten, die ich immerhin für einen Daimon hielt, nach griechischen Lehren, von denen ich zum ersten Mal bei Lagerfeuern der Karawanen gehört hatte. Mich hatte auch ein Sklave gelehrt, von dem ich nicht ohne Tränen sprechen kann. Die Daimones waren unsichtbare Wesen im Raum über der irdischen Welt und der Welt der Götter auf den Höhen eines Berges im Land Griechenland, genannt Olymp. Sie haben mich ermutigt, getröstet und in Geheimnisse eingeweiht, die unzugänglich waren für Menschen, die von Handel und Besitzerwerb belastet waren. Vor solchen bin ich immer geflohen. Immer. Sie waren nicht bereit, ihre Besessenheit von Bereicherung zuzugeben, sodass auch ich ihnen meine Besessenheit von Güte und geistigen Zielen nicht zugeben konnte. Aber dafür konnten sie meine Besessenheit als dämonisch, unrein und schädlich erklären. Das konnten sie. Und das taten sie auch. Obwohl gerade Moses Gebote sie lehrten, mich nicht anzuklagen, mich nicht aus der Gemeinschaft zu werfen. Ich sagte ihr auch, dass diese Dämonen, von denen ich mich angesteckt habe, wie die Menschen und Rabbiner sagten, eine Art Krankheit seien, die sich von Ort zu Ort verbreitete, von Mensch zu Mensch, und besonders erfolgreich von Frau zu Frau. Darum habe ich sie, vertraut mit griechischen Geschichten und Deutungen von der Besessenheit der Seele mit einer Idee, zu meinen Daimones erklärt, um die hässlichen Angriffe auf mich und die unaufhörlichen Verfolgungen, die ich erlitt aufzuhalten. Ich wollte, dass sie mich nicht mieden wegen der Ansteckung mit den Dämonen. Dass sie mich nicht als unrein ansahen. Sie lehnten ab. Es schreckte sie nicht, dass ich so schwach und zu jung umherirrte auf der Suche nach gespendetem Brot und Kleidung, dass ich hilflos war, weil ich noch keine Kraft hatte, um mich gegen die Angriffe gieriger Heuchler zu wehren. Ich wehrte mich mit einer List, die die Sorglosigkeit der Kindheit aufsaugte. Das hinderte sie, die Schurken, nicht daran, mich zu verurteilen. Sie vermieden es mich anzufassen und das war das einzig Gute. So konnte ich selbst auswählen, wer mich berühren sollte, denn Berührungen waren für mich notwendig und unerlässlich. Darum liebte ich Junias Hände auf meinen Schultern, wenn sie mich auf den Markt führte oder ihr sanftes Händehalten, wenn sie den Mut aufbrachte und den Sklaven befahl, uns zu ihrem geheimen Tempel in der Sänfte zu tragen, was in unserer Gegend nur den Ranghöchsten zuteil war, dem jungen verdorbenen Sohn Herodes' und seiner Familie. Sie liebte meine Geschichte von den Daimones, aber sie liebte die Juden nicht, die sie und mich an verschiedenen Orten in der Stadt laut und übermütig beleidigten.

Was ich nicht wusste und auch noch nicht fühlte in einem so leichtgläubigen Leben zwischen unterschiedlichen Völkern in Jeruschalajim in diesen Tagen war, dass er entschieden hatte, die Ereignisse auf mich hin zu leiten und mich zu ihnen hin, nach seiner Vorstellung, wobei er mir die Illusion ließ, dass ich selbst darüber entschied. Und was noch schlimmer war, gerade zu dem Zeitpunkt beabsichtigte er, mich zu seiner Sklavin machen, in allen meinen Begrenzungen. Ich erzählte Junia von

meinen schlaflosen Nächten. Obwohl ich heute glaube, dass sie als Frau ahnte, worum es ging, stellte sie unschuldige Fragen, jeden Tag, sie gab mir so die Gelegenheit, mich ihr anzuvertrauen, doch ich schwieg. Ich wollte auf primitive Weise unabhängig bleiben, allein, einzigartig. Das war verständlich, denn ich hatte die Einsamkeit weder auf irgendeine Weise gefühlt, noch unterschied ich all jene Frauen, die diese Erniedrigung mit mir teilten. Ich nenne das Erniedrigung, denn so ist es auf dieser irdischen Welt, die aufgeteilt ist in Männer und Frauen. Vielleicht langweile ich dich mit diesen Erklärungen, doch in jedem Leben gibt es ein Vorher und Nachher, und in jedem Leben gibt es diesen Moment, in dem man erkennt, mit welchen Kräften sich dieses Vorher in das Nachher verwurzelt hat und eine Wunde wurde. Eine Wunde, die nicht heilt. Und die alle sehen, da sie sich am Körper befindet, so dass der oder die nächste sie sofort sieht.

Weißt du, meine Geschichte ist diese sichtbare Wunde, die du nicht einmal sehen willst und kannst. Doch als es sie noch nicht gab, ich meine die Wunde, gab es eine Stelle an meinem Körper, wo sie sich einnisten würde. Und von dieser Stelle erfuhr ich lange vor unserer Begegnung.

Das war so.

Junia nahm mich mit in ihr Heiligtum, und als wir uns schwitzend und erschöpft durch die Menschenmenge gekämpft hatten und endlich ihren Tempel erblickten, eigentlich Palast, wo die Römer heimlich, um mein Volk nicht zu beleidigen, ihre Rituale abhielten, erstarrte ich, gefesselt von einem Blick, der auf meinen Rücken geheftet war. Ich sagte ihr, sie solle weitergehen, sie solle allein hineingehen, sie hatte mein Innehalten falsch verstanden, sie dachte, dass ich diesen für Juden geheimen Ort nicht guthieß, doch es war keine Zeit für Erklärungen, sie schritt allein auf die Stufen zu und näherte sich mit gesenktem Kopf dem Eingang des Palastes, der in eine heilige Stätte verwandelt worden war.

Mich hatte der fremde Blick von jemandem gefesselt, sodass ich mich nicht umsehen konnte. Wütend versuchte ich, das oder den zu entdecken, der mich gefesselt hatte. Unerwartet verschwand die Kraft des unsichtbaren Knotens, es war ein Augenblick seiner Unvorsichtigkeit, auch ich wandte mich um, den Kopf, nicht den Körper, und dann folgte auch der Körper meinem neugierigen Blick. Ich sah ihn und er hatte es nicht erwartet. Ja. Ich sah ihn an und merkte mir jedes Teil, jedes kleine Stückchen, ich setzte das Bild für eine ewige Erinnerung zusammen, nur war ich mir damals dessen nicht bewusst. Er stand sechs oder sieben Schritte hinter meinem Rücken und die Menge ging an ihm vorüber, als ob es ihn nicht gäbe. Die festen nackten Füße schwebten über dem heißen Stein und er, mit einem seidenen Umhang richtete den linken Finger auf mein Gesicht. Dieser feste und große Körper verlor seine Umrisse, verdunkelte und erhellte sich unabhängig von den Wolken vor der Sonne, er löste sich nicht auf, sondern wurde durchsichtig bis zur Unsichtbarkeit oder ein scharf umrissenes Vermächtnis in Stein. Er pulsierte wie ein großer Fisch, der aus dem Meer gezogen wurde und panisch nach Luft schnappt und Wasser erwartet. Sein Gesicht war knochig, ohne Schatten eines Gefühls, das einem die Stimmung des Menschen zeigt, der vor einem steht. Auch das wunderte mich nicht. Nichts wunderte mich, nur meine Wut verflog und sein Blick bohrte sich in mein Haar, die Wangen, Augen. "Geh nicht hinein!" Er sagte leise zu mir, ich solle nicht hineingehen. Ich kam nicht dazu, ihn zu fragen warum, weil er auf mich zukam und das wirkte, als ginge er auf der Stelle, doch ich sah, wie er auf mich zukam. "Du bist zu Größerem auserwählt, Höherem", fügte er mit klingender aber auch leiser Stimme hinzu und bekreuzigte mich. Ich weiß, dass er genau das gesagt hat, doch ich starrte auf sein Gesicht, auf den Glanz unter den Augenbrauen, auf den Mund, die Stirn, die kräftigen Knochen unter den Augen, die Maske, die verschwand und sich wieder bildete. Ein Mann. Alterslos. Blutlos.

Ich starrte, hingerissen, aber nicht überrascht. Und keinesfalls erschrocken, was ihn beeindruckte. Ich weiß. Ich stand dreist und unerschütterter da. Ich studierte dieses Gesicht. Er war überzeugt, dass ich mir seine Sätze gemerkt habe und beschloss zu verschwinden. Oder er wartete, dass ich mich vom Palasteingang auf den Weg nach Hause machte, vom Eingang des geheimen Palastes, der ihm nicht gehörte. Ich ging unsicher los, Junia würde mich schon erwarten und ich zog mich leise zurück. Sein Blick verfolgte mich und erst jetzt bemerkte ich den Unterschied: Seine Augen hatten einen Glanz aber keine Wärme wie deine, denn sie hatten keine Tränen. Was habe ich noch bemerkt? Dass er euch nach seinem Bild geschaffen hat, wie mehrfach geschrieben steht in den alten Büchern. Ja, er hat den Mann sich ähnlich geschaffen, aber aus Fleisch und Blut, das in Kämpfen fließt, die nicht aufhörten. Männer. Helden. Nur Krieger. Doch am wichtigsten war, dass ich gesehen habe, was ich heute weiß Σ du bist sein Sohn!

Junia kehrte vollkommen beunruhigt vom Ritual zurück. Ich hätte den meinen gestehen können, was eigentlich im Palast geschah, sie verraten können. Sie hätten mich entführen und als Sklavin verkaufen können, sie hätten meine Hand abschneiden können, um das goldene Armband an meinem Handgelenk wegzunehmen. Ich lächelte sie an und sagte, dass mir vor Hitze schlecht geworden sei und dass ich deshalb hätte Wasser trinken müssen. Sie glaubte mir nicht, aber sie ahnte, dass ich nicht auf ihre Fragen antworten durfte und so stellte sie sie nicht. Eine Zeit lang webten wir zusammen in der Stille. Die Sonne ging schamhaft im Westen unter, sodass ein Schatten in Form eines Kreuzes auf unseren Webgürtel fiel. Junia bedeutete es nichts, auch mir nicht, aber dennoch, das weiß ich noch heute, zog sich etwas in meiner Brust zusammen. Meine Freundin kümmerte sich fürsorglich und zärtlich um mich, besonders in schweren Tagen, von denen ich dir jetzt erzählen will.